



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Reise von London nach Boulogne im Jahre 1763

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

meierei und Clliquenwirtschaft unsrer Tage wird einem zum Ekel. Wer so von Goethe erzogen ist, der wird wünschen, daß möglichst viele Vereine sich auflösen, und nicht, daß neue entstehn.



## Eine Reise von London nach Boulogne im Jahre 1763



Alle Welt ist darüber einig, daß das neunzehnte Jahrhundert der glänzendste Abschnitt in der Geschichte der Technik ist; nur darüber gehen die Meinungen auseinander: welche unter den großen Erfindungen den Preis verdient. Die folgenreichste war unbedingt die Verwertung der Dampfkraft für Arbeit und Verkehr. Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe haben die Länder und Völker aneinander gerückt, die äußere Welt förmlich umgestaltet; sie sind noch dabei, auch das innere Wesen der Menschheit zu verwandeln, Freuden und Leiden des irdischen Daseins auf neue Grundlagen zu stellen. Nach tausend Jahren werden die Wirren des Übergangs, die uns heute drücken, abgeschlossen, die neuen Geschlechter glücklicher sein, als wir es waren. Ob sie es dann auch anerkennen? Wir sind entschieden zur Undankbarkeit und zum Pessimismus geneigt und werden über dem berechtigten Streben, weiter zu kommen, der unbedingten Fortschritte, die uns das Jahrhundert der Technik gebracht hat, nicht genügend froh. Zum Beispiel auf dem Gebiet des Reisens. Jeder Großstädter, der es nur halbwegs haben kann, leistet sich seine Sommerfrische im Gebirge oder an der See. Daß er sie braucht, ist freilich ein übel Ding, aber daß er sie unter die selbstverständlichen Lebensgenüsse rechnen darf, bleibt ein Vorzug, um den ihn die Vorfahren beneidet hätten. Lebten die wohlhabenden und auch die untern Kreise des achtzehnten Jahrhunderts bei ihrem beschaulichen Tagewerk in den gartenreichen Städten auch gemüthlicher und gesünder, die Erfrischung in der Ferne, der erhebende Eindruck neuer, fremder Natur und Kultur war eine Ausnahme. Die Minderheit, die „die große Welt“ zu sehen bekam, setzte sich zusammen aus Handwerksburschen, aus Glücksrittern und aus wenigen Spitzen der Gesellschaft. In der Lebensstellung grundverschieden, waren diese Elemente darin auf gleichem Fuße, daß sie alle die Genüsse des Reisens teuer erkaufen mußten. Die armen Reisenden nannte man „Fechtbrüder,“ aber auch die, die sich eines wohlgespickten Beutels erfreuten, die ihren Weg in vier-spänniger Karosse zurücklegen konnten, hatten gegen Widerwärtigkeiten und Unbilden zu kämpfen, von denen der heutige Reisende, wenn er dieselben Strecken im Coupé durchfliegt, nichts ahnt. Die Poeten und Romantiker haben uns vom Reisen in alter Zeit etwas falsche Begriffe beigebracht, das Bild stark idealisiert, und so kann es kommen, daß einer mit Eichendorff oder Niehl im Kopf der zur

Anauferei neigenden Bahnära des Herrn von Thielen die Zeit der blasenden Postillone als die bessere gegenüberstellt. Es ist scheinbar leicht, diesen Irrtum zu verhüten oder zu berichtigen, denn wir haben eine große Menge alter Reisebeschreibungen, thatsächlich sind aber nur wenige von ihnen hierzu brauchbar. Ein Teil dieser Reisebeschreibungen sind lediglich Phantasieprodukte, die andern nehmen von den Außerlichkeiten des Reisens nur selten Notiz. Je bedeutender die Verfasser waren, desto ferner lag es ihnen, sich bei Beförderungs-, Herberg-, Zoll- und Pafswesen aufzuhalten. Dergleichen Alltäglichkeiten werden erst interessant, wenn sie aus der Wirklichkeit verschwunden sind. Wer denkt aber immer an die Nachwelt! So sind wir denn mit unserm Wissen über das Reisen in früherer Zeit auf wenig Quellen angewiesen. Unter ihnen ist eine der ergiebigsten die Beschreibung, die der englische Romanschriftsteller Tobias Smollett, im achtzehnten Jahrhundert neben Fielding die erste Größe seines Fachs, über seine Reise nach Nizza veröffentlicht hat. Sie ist unter dem Titel *Travels through France and Italy* erschienen und in die Gesamtausgabe der Werke dieses Schriftstellers (Edinburg 1817) mit aufgenommen worden, aber trotzdem ziemlich unbemüht und unbekannt geblieben. Smollett führte während dieser Reise ein Tagebuch in Briefform und nahm darin alles auf, was er erlebte, auch die Kleinigkeiten, um immer beschäftigt zu sein und sich die üble Laune, der ihn seine Kränklichkeit zutrieb, vom Leibe zu halten. Wir wählen aus seinem Bericht den Anfang, als ein für den Unterschied von einst und heute bezeichnendes Bruchstück. Die Strecke, um die es sich hier handelt, war schon vor hundertfünfzig Jahren eine der besuchtesten, die beiden Nationen, die sie verbindet, galten als die anspruchsvollsten und in Dingen des Verkehrs und des äußern Lebens als die vorgeschrittensten. Dennoch war eine Reise von London nach Dover eine Kette von Abenteuern, ein Verzicht auf Ordnung und Kultur, ein Kampf mit Ungeschick und Betrug!

Smollett schreibt:

Erster Brief

Boulogne sur mer, 23. Juni 1763

Hochgeehrter Herr!

Ich packte also meine kleine Familie in eine Mietkutsche und fuhr nur von einem treuen Diener, der seit einem Duzend Jahre bei mir ist und mich nicht verlassen wollte, begleitet die Straße nach Dover hinaus mit der Absicht, nach Südfrankreich zu gehn, wo ich von dem milden Klima einen günstigen Einfluß auf den schwachen Zustand meiner Lungen erhoffte.

Sie rieten mir zwar wieder die Wässer von Bath zu versuchen, die mir im letzten Winter gut gethan haben, aber ich hatte zu viele Gründe, von England fortzugehen. Meine Frau hat mich dringend, sie aus einem Lande zu schaffen, wo alles dazu beitrug, ihren Kummer zu vermehren; ich hoffte, daß eine Folge neuer Szenen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und allmählich ihr Gemüt davon ablenken würde, trüben Gedanken nachzuhängen, und ich bildete mir auch ein, daß der Luftwechsel und eine Reise von ziemlich tausend Meilen auf meine eigne Gesundheit günstig wirken würde. Aber da der Sommer schon vorgehritten, und die Hitze

für eine Reise in warmem Klima zu groß war, beschloß ich, bis zum Anfang des Herbstes in Boulogne zu bleiben und da in der See zu baden, um meinen Körper zu kräftigen und für die Anstrengungen einer solchen langen Reise vorzubereiten.

Ein Mann, der mit einer Familie von fünf Personen reist, muß auf eine Anzahl Unannehmlichkeiten rechnen; einige davon habe ich schon glücklich überstanden. Obgleich ich mit der Fahrt nach Dover hinreichend vertraut war und daraufhin meine Vorkehrungen getroffen hatte, kam ich doch nicht ohne Ärger über schlechte Quartiere und unverschämte Forderungen davon. Das war um so unangenehmer, als wir wegen Erkrankung meiner Frau einen Tag länger unterwegs waren.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Straße die schlechteste in England ist, was Bequemlichkeit der Reise betrifft, und daß sie Fremden unvermeidlich einen ungünstigen Begriff von unserm Volk im allgemeinen geben muß. Die Zimmer sind durchweg kalt und kahl, die Betten schäbig, die Küche abscheulich, der Wein ist Gift, die Bedienung schlecht, die Wirthe sind unverschämt, und ihre Rechnungen Erpressung; nicht ein Tropfen trinkbares Bier ist zwischen London und Dover zu bekommen.

Überall schimpften Wirthe und Kellner über die Betrügerei eines Gasthofinhabers in Canterbury, der dem französischen Gesandten vierzig Pfund für ein Abendessen angerechnet hatte, das nicht vierzig Schilling wert gewesen war. Sie schwanken viel von Ehrlichkeit und Gewissen; aber wenn sie ihre eignen Rechnungen brachten, waren sie alle von derselben Art und Natur. Wenn es unrühmlich für das englische Volk ist, daß ein Gastwirt Fremde in der Weise plündern darf, so ist es ein noch viel größerer Skandal, daß dem Kerl sein Haus nicht geschlossen wird. Ich gestehe, nach meiner Meinung verlangt es die Ehre des Königreichs, daß der Wirtschaft auf dieser Straße Gehalt gethan, und daß insbesondre die Einfahrt nach London auf der Straße von Kent, die zu einer so reichen Stadt ein höchst unwürdiger Zugang ist, verbessert wird.

Ein Ausländer, der durch diese ärmliche und verfallne Vorstadt kommt, erhält einen solchen Eindruck von Elend und Verkommenheit, daß alle Wohlhabenheit und alle Pracht von London und Westminster nachher nicht dagegen aufkommen können. Ein Freund von mir, der einen Pariser Besuch von Dover im eignen Wagen abholte, richtete es so ein, daß er nach Southwark erst nach Dunkelwerden kam, damit sein Bekannter nichts von der Erbärmlichkeit dieses Stadtviertels merke. So freute sich denn der Freund über die große Menge Läden, die mit Waren gefüllt und so vorteilhaft beleuchtet waren. Über die ausgebreiteten reichen Schätze in Lombard-Street und Cheapside war er höchst erstaunt. Das schlechte Pflaster ließ ihm die Straßen doppelt so lang erscheinen, als sie waren, und als sie in der obern Brook-Street bei Grosvenor-Square ausstiegen, und er sieht, daß sie nun in der Mitte von London wären, erklärte der Franzose mit Zeichen grenzenlosen Erstaunens, daß London fast so lang als Paris wäre.

Bei meiner Ankunft in Dover bezahlte ich meinen Kutscher, der sehr ungern wegging. Er wäre am liebsten mit über See gegangen und versuchte mich fortwährend zu überreden, daß ich die Kutsche und die Pferde mit nach der andern Seite nähme. Wenn ich hätte unmittelbar nach Süden reisen wollen, würde ich auf seinen Vorschlag eingegangen sein. Dann würde ich ihn für zwanzig Guineen monatlich, so wie er es verlangte, behalten haben und viel angenehmer gereist sein, als ich es in den hierzulande verfügbaren Kutschen erwarten kann; die Mehrkosten aber hätten nur eine Kleinigkeit betragen. Ich rate jedem, der durch Frankreich reist, sein eignes Geschirr mitzubringen oder sich wenigstens eins in Calais oder Boulogne zu kaufen, wo gebrauchte Berlins und Chaisen fast immer zu billigem Preis zu haben sind. Mir ist ein sehr guter Berlin für dreißig Guineen angeboten

worden; aber bevor ich den Handel abschliesse, muß ich besser über die verschiedenen Arten, in diesem Lande zu reisen, unterrichtet sein.

Dover wird häufig eine Diebshöhle genannt, und es hat leider diesen Titel nicht ganz grundlos erhalten. Man sagt von seinen Einwohnern, daß sie in Kriegszeiten vom Seeraub leben, während des Friedens aber vom Schmuggel und vom Ausbeuteln der Fremden. Man muß ihnen aber Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß sie zwischen Fremden und Landsleuten keinen Unterschied machen. Zweifelsohne kann man nirgends in Europa schlechteres Unterkommen und schlechtere Behandlung finden als hier, auch wird man an keiner zweiten Stelle so viele Fälle von Betrug, Lug und Rohheit erleben. Man kann fast auf den Gedanken einer Verschwörung gegen alle geraten, die den Kontinent besuchen wollen oder von ihm zurückkehren. Als ich vor ungefähr fünf Jahren von Blistingen nach Dover überfuhr, blieb der Führer unsers Paketboots plötzlich vor der Südbucht liegen, obwohl der Wind zur Einfahrt so günstig als möglich war. Gleich darauf kam ein Boot des Zollamts heran, dessen Offizier mit unserm Kapitän gut bekannt zu sein schien. Den Passagieren wurde nun mitgeteilt, daß das Schiff wegen zu niedrigen Wasserstands nicht in den Hafen könnte, das Zollboot werde sie samt ihrem Gepäck an Land bringen. Der Zolloffizier verlangte eine Guinee für seine Gefälligkeit, und darauf wurde eingegangen. Ehe wir das Schiff verließen, mußten wir den Kajütendiener für die Aufwartung bezahlen und den Matrosen Trinkgelde geben. Das Zollboot fuhr zwar auf den trocknen Strand auf, gleichwohl durften wir nicht ans Land steigen ohne die Hilfe von drei oder vier Männern, die darauf bestanden, für ihre Bemühung bezahlt zu werden. Jedes Stück Gepäck und jedes Bündel wurde, sobald es aus dem Boot herauskam, von einem besondern Träger aufgefangen; der eine rannte mit einer Hutschachtel davon, ein anderer mit einem Perückenkasten, ein dritter mit ein paar Hemden, die in ein Taschentuch gebunden waren, und zwei Mann teilten sich in einen kleinen Handkoffer, der nicht vierzig Pfund wog. Alle Sachen wurden zur Untersuchung ins Zollhaus geschafft, der untersuchende Beamte mußte dafür bezahlt werden, daß er unsre Kleider durcheinander geworfen hatte. Vom Zollhaus wurde alles nach dem Wirtshaus geschafft, wo jeder Träger eine halbe Krone für seine Arbeit verlangte. Vergebens sträubten wir uns gegen diese Forderung: die Leute umlagerten das Haus wie ein Rudel hungriger Wölfe und verführten einen solchen Lärm, daß wir froh waren, sie überhaupt loszuwerden. Als wir das alles ausgestanden hatten, kam der Eigentümer des Paketboots, um, nachdem er das Fahrgeld einkassiert und uns zur glücklichen Ankunft in England gratuliert hatte, uns seine Hoffnung auszudrücken, daß wir uns des armen Schiffsigners annehmen würden, dessen Einnahmen so klein seien, daß er hauptsächlich von der Großmut der Passagiere abhinge. Ich gestehe, daß ich über diese Bettelei empört war, ich verhehlte es ihm nicht, sondern setzte ihm auseinander, daß er auf ein Geschenk nicht den geringsten Anspruch habe. Wir waren sechzehn Passagiere und zahlten jeder eine Guinee unter der Voraussetzung, daß jeder Passagier ein Bett haben sollte. Aber in der Kajüte gabs überhaupt nur acht Betten, und die waren alle besetzt, ehe ich an Bord kam. Wenn uns widriger Wind und schlechtes Wetter eine ganze Woche auf See gehalten hätten, würde die Hälfte der Passagiere auf Deck haben schlafen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob es ihre Gesundheit verträgt oder nicht; trotz dieser Zurückweisung qualte er zudringlich weiter, bis wir ihn durch eine Krone auf den Kopf endlich los wurden.

Das erste, was ich diesesmal that, sobald ich in Dover ankam, war nach einem Schiffer zu schicken und ihn gleich für Boulogne zu nehmen. Dadurch sparte ich die Kosten der Landreise von Calais nach diesem Orte, die vierundzwanzig Meilen

zu fahren ist. Die Schiffsmitte von Dover nach Boulogne beträgt genau soviel wie nach Calais, nämlich fünf Guineen, aber der Schurke verlangte acht, und da ich die Tage nicht kannte, verstand ich mich zu sechs. Wir schifften uns zwischen sechs und sieben abends ein und fanden uns höchst elend auf einem sogenannten Folkestoner Kutter untergebracht. Die Kajüte war so klein, daß sich kaum ein Hund darin umdrehen konnte, und die Betten brachten mir die Gräber vor die Phantasie, die man zuweilen in Katakomben findet, wo die Leichen mit den Füßen voran nur mühsam hineingeschoben werden konnten; nur von rückwärts konnte man ihrer Herr werden, und außerdem waren sie so schmutzig, daß mich kaum die äußerste Not dazu getrieben haben würde, sie wirklich zu benutzen. Wir saßen so die ganze Nacht wach und befanden uns höchst ungemütlich: die See schleuderte uns hin und her, wir froren, daß wir steif wurden, waren vor Müdigkeit halb ohnmächtig und konnten doch nicht schlafen. Um drei Uhr früh kam der Schiffer und sagte, daß wir gerade vor dem Hafen von Boulogne wären, aber wegen widrigen Winds nicht hinein könnten, er riet uns deshalb, in einem kleinen Boot ans Land zu gehn. Als ich an Deck ging, um mich nach der Küste umzusehen, zeigte mir der Schiffer die Gegend, wo Boulogne lag, und erklärte zugleich, wir wären nur eine kurze Meile von der Hafeneinfahrt entfernt. Der Morgen war zwar kalt und rauh, und ich stark zur Erkältung geneigt; nichtsdestoweniger beschloß ich dem Rat zu folgen, weil wir alle darauf brannten, an Land zu kommen. Das Boot war schon klar gemacht, und nachdem ich den Schiffer bezahlt, die Mannschaft beschenkt hatte, wurde es bestiegen. Raun hatten wir vom Schiff abgestoßen, bemerkten wir ein andres Boot, das von der Küste her auf uns zufuhr. Wie unser Schiffer sagte, war es im Begriff, uns in den Hafen hineinzubringen. Ich widersetzte mich natürlich der Aussicht, auf offner See von einem Boot ins andre steigen zu müssen, zumal da es etwas stürmisch war, aber der Schiffer erklärte, es sei das Vorrecht der Boulognefer Boten, die Passagiere an die Küste zu bringen; dagegen dürfe er keinesfalls verstoßen. Ort und Zeit erlaubten keinen Streit: das französische Boot kam also, halb voll Wasser, an unsers heran, und wir wurden hinübergelassen. Darauf mußten wir still liegen, bis das Boot unsers Schiffers vom Schiff ein Paket Briefe geholt hatte, und endlich giengs von der Stelle, ungefähr drei Meilen bei rauher See gegen Wind und Flut, bis wir den Hafen erreichten und landeten, vor Kälte erstarrt, die Frauen entsezlich seefrank. Von der Landungsstelle hatten wir nach dem Wirtshaus, wo wir bleiben wollten, ziemlich eine Meile zu laufen; sechs oder sieben barfüßige Männer und Weiber begleiteten uns mit unserm Gepäck. Das Boot kostete mich eine Guinee, außerdem mußte ich die Träger außerordentlich hoch bezahlen. Daraus sieht man, daß die Eingebornen von Boulogne und die von Dover von gleichem Schlage sind; thatsächlich stehn sie sehr gut miteinander. Unser ehrenwerter Herr Schiffer hatte das Hafenboot durch Zeichen veranlaßt heranzukommen, ehe ich an Deck ging; dadurch that er seinen Freunden nicht bloß einen Gefallen, sondern sparte sich auch die fünfzehn Schilling, die er hätte zahlen müssen, wenn er in den Hafen eingefahren wäre; außerdem konnte er viel eher nach Dover zurück, das in vier Stunden zu erreichen war. Ich teile diese Umstände alle mit, um andre Reisende zu warnen. Wenn jemand ein Überfahrtschiff von Dover nach Calais oder Boulogne mietet, mag er daran denken, daß der bestimmte Preis fünf Guineen beträgt, und er mag darauf bestehen, in den Hafen eingefahren zu werden, ohne sich um die Vorstellungen des Schiffers zu kümmern, der gewöhnlich ein etwas unsaubrer Patron ist. Sagt er, das Wasser stehe zu niedrig, oder der Wind sei konträr, so muß man erklären, daß man warten wolle, bis das Wasser hochkomme, oder der Wind günstig werde. Sieht er, daß man fest bleibt, so findet er Mittel, das Schiff in den Hafen zu bringen, oder er

muß überzeugend darthun, daß das außer seiner Macht liege. Unser Schiffer hatte sich mit seiner Schlaueit zuguterlezt doch geschadet: wäre er in den Hafen gegangen, hätte er eine Rückfahrt nach Dover bekommen, denn ein vornehmer Schotte wartete auf eine solche Gelegenheit.

In Anbetracht meiner schwachen Gesundheit erwartete ich sicher, daß ich das Abenteuer dieses Morgens mit einem Anfall von Krankheit bezahlen müßte. Meine üble Stimmung verschlechterte sich noch dadurch, daß wir bei der Ankunft im Wirtshaus alle Betten besetzt fanden, sodaß wir über zwei Stunden in einer kalten Küche saßen, bis endlich ein paar Gäste aufstanden. Das war eine so schlechte Probe französischer Gastlichkeit, daß meine Frau nicht umhin konnte, sich nach den Gasthöfen von Rochester, Sittingbourn und Canterbury zu sehnen. Die taugen sicherlich auch nichts, aber sie stehn immer noch hoch, wenn man sie mit den entseßlichen Krügen in diesem Lande vergleicht, wo man nichts als Schmutz und Betrug findet. Man könnte glauben, die Franzosen lägen mit den Engländern noch im Kriege, denn sie plündern uns erbarmungslos.

Unter den Fremden in unserm Wirtshaus war auch ein Gelehrter, der eben aus Italien zurückkam. Als er hörte, daß ich den Winter meiner Lunge wegen in Südfrankreich verbringen wollte, empfahl er mir dringlich das Klima von Nizza in der Provence, das ich in der That schon oft hatte rühmen hören. So habe ich mich denn entschlossen, dorthin zu gehn, nicht bloß der Luft wegen, sondern auch weil es am Mittelländischen Meer liegt und mir ermöglicht zu baden. Auch hat man von da nur eine kurze Seefahrt nach Italien, was für den Fall, daß es notwendig werden sollte, die Küste von Neapel aufzusuchen, in Betracht kommt.

Nachdem wir in unserm Wirtshaus drei schlimme Tage verbracht hatten, haben wir schließlich doch eine hübsche Wohnung durch Vermittlung von Frau B. gefunden. Das ist eine französische Dame, mit deren Mann, einem gebornen und zur Zeit in London wohnenden Engländer, ich gut bekannt bin. Für drei Guineen monatlich haben wir fast das ganze Haus, und alles leidlich möblirt, im ersten Stock ein Schlafzimmer, unten einen großen Salon, eine Küche und außerdem Kellerräume.

Das sind, wie ich wohl weiß, alles kleinliche Sachen und kaum das Papier wert; aber sie sollen nur wichtigere Mitteilungen einleiten, und außerdem ist mir bekannt, daß Ihnen nichts gleichgiltig ist, was Ihren ergebnen Diener angeht.

### Zweiter Brief

Boulogne sur mer, 15. Juli 1763

Hochgeehrter Herr!

Die Zollbeamten in Boulogne sind zwar ebenso scharf aber doch viel höflicher als die auf der andern Seite des Wassers. Ich hatte zwar das Wirtschaftsgeschirr nicht mitgebracht, aber doch anderthalb Duzend große und ein Duzend kleine Löffel; jene, in einem unsrer Handkoffer untergebracht, wurden gefunden und kosteten mich siebzehn Franken Eingangszoll, die andern hatte mein Diener glücklicherweise in seine Taschen versteckt, sodaß sie frei durchgingen. Alles bearbeitete Silber, das nach Frankreich gebracht wird, unterliegt einer Steuer von so und so viel Mark Gewicht. Deshalb thut man gut, sein Speisegeschirr zu Hause zu lassen, es sei denn, daß man einen geschickten Schiffer trifft, der es versteht, ohne Zollprüfung ans Land zu kommen. Die französischen Zollgesetze sind für die Fremden höchst ungünstig: sie besteuern sogar gebrauchte Bett- und Tischwäsche mit fünf Prozent des Werts. Als meine großen Koffer, die mit Schiff die Themse hinaufgegangen waren, ankommen, habe ich das alles durchgemacht. Was mich aber am meisten ärgert, das

ist, daß meine Bücher auf dem Bureau mit Beschlagnahme belegt worden sind. Sie gehn nun auf meine Kosten nach Amiens und werden dort von der sogenannten chambre syndicale darauf untersucht, ob sie etwas für die Verfassung oder die Religion dieses Landes Nachteiliges enthalten. Das ist nun eine Quälerei, die man in Frankreich, das sich auf seine Höflichkeit und Gastfreundlichkeit soviel einbildet, nicht erwarten sollte. Aber die Wahrheit ist, daß es kein Land giebt, in dem Fremde übler behandelt werden, als in Frankreich, wenigstens soweit es sich um wesentliche Dinge handelt. Stirbt ein Ausländer in Frankreich, so verfällt alles, was er bei sich hat, dem König, selbst dann, wenn die berechtigten Erben zur Stelle sind. Diese Tyrannei nennt man das droit d'aubaine, sie beruht auf der Voraussetzung, daß alles, was Fremde, die in Frankreich leben, besitzen, in diesem Königreich erworben und verdient ist, und daß es danach Unrecht sein könnte, ihren Besitz nach einem andern Land zu schaffen. Geht ein englischer Protestant seiner Gesundheit wegen, von Frau oder Sohn oder von beiden begleitet, nach Frankreich und stirbt da, so verfallen eben seine Effekten bis zum Betrag von tausend Guineen dem König, der Familie wird nichts gelassen, dem Leichnam des Verbliebenen noch dazu ein christliches Begräbniß verweigert. Nur Schweizer und Schotten entgehn dieser despotischen Behandlung auf Grund besondrer Verträge aus früherer Zeit. Dieses selbe droit d'aubaine besteht in einigen Fürstentümern Deutschlands, aber es ist ein großer Nachteil für den Handel und setzt jedes Land, wo es ausgeübt wird, zehnmal mehr herab, als es wert ist und der Kasse des Herrschers einbringt.

Ich bin außerordentlich erregt über die Beschlagnahme meiner Bücher, da sie mich eines Vergnügens beraubt, das ich ungern entbehre, und da sie mich wahrscheinlich einer Menge von Scherereien aussetzt. Ich muß sie auf meine Kosten sechzig Meilen weit zur Untersuchung schicken, muß gewärtig sein, daß sie eingezogen werden; jedenfalls verliere ich mittlerweile die Gelegenheit, sie mit meinem schweren Gepäck auf dem Seeweg nach Bordeaux, von da auf der Garonne nach Toulouse, von da auf dem Canal durchs Languedoc nach Cette zu schicken, das der Hafen für das Mittelländische Meer ist und ein Duzend Meilen von Montpellier liegt!

Der Handel mit diesen beschlagnahmten Büchern zieht sich noch lange durch die Briefe; auch aus ihm machten Privatleute, die ihren Einfluß bei Hof in die Waagschale warfen, Advokaten, die Eingaben an die Kanzlei aufsetzten, Termine abhielten, ein Geschäft. Schließlich legte sich der englische Gesandte in Paris ins Mittel. Im September erhielt Smollett endlich seine Bücher zurück und schickte sich zur Weiterreise, zunächst nach Paris, an. Vielleicht findet sich der und jener Leser der Grenzboten veranlaßt, das Original selbst zur Hand zu nehmen. Es verlohnt sich. Denn Smollett giebt nicht bloß reichliche Auskunft über die Übelstände, die mit einer Reise im achtzehnten Jahrhundert verknüpft waren, er entwirft auch von den Sitten und der Kultur des damaligen Frankreichs ein Bild, das in seiner Anschaulichkeit seinesgleichen sucht und einen besondern Reiz durch die Menge origineller Figuren und Vorfälle ausübt, die der Verfasser hineingezeichnet hat.

